

## Aus dem Inhalt:

Herbstliches

Danken, indem man weitergibt

Mit gehobener Seele

Die politische Verantwortung  
des Christen

Die unverrückbare Grundlage

Was ist das eigentlich: Wald?

Gebet einer Nonne

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

# Herbstliches

Nach einer heißen Sommerzeit  
hält sich der Herbst bereit  
und färbt die Blätter bunt  
auf unserm Erdenrund.

Den roten Mantel rollt er aus  
hinterm Haus,  
tupft gelbe und braune Schatten  
auf grüne Rasenmatten.

Ein Leuchten in der Natur,  
ehe welkt die Flur  
dem Winter entgegen –  
bittet Gott um seinen Segen,  
mit dem er alles lenkt –  
auch an die Menschen denkt,  
die müd' und stumm  
gehen herum. *Margot Matthias*

Es regnet sacht  
nach dieser Nacht –  
und Nebel lagert sich  
um das Gebüsch.

Wo ging der Sommer hin?  
Er brachte uns Gewinn  
mit bunten Blumen, Sonnenglanz  
und Sternentanz.

Nun ist der Himmel verhangen –  
die schönen Tage sind vergangen  
und kehren kaum zurück –  
doch auch der Herbst bringt buntes Glück  
mit seiner roten Färbung –  
verliere nicht den Lebensschwung  
und wandre in den Morgen  
ohne Sorgen. *Margot Matthias*

*(Margot Matthias ist eine uns seit vielen Jahren lieb und wert gewordene Mitbewohnerin unseres Gemeindehauses in Degerloch; aus den vielen von ihr verfaßten lyrischen Gedichten, die zum Teil auch in Gedichtbändchen herausgegeben wurden, spricht Herzensstimmung und Naturerleben)*

# Danken, indem man weitergibt

Wer das Danken nicht kennt, weiß nichts vom Wesen der Dankbarkeit. Sie ist geschenkte Freude, die zu uns zurückströmt. Ida Friederike Görres fragte: »Wer nicht dankt, wie kann der glücklich sein?«

Dank entspringt der Gerechtigkeit, er überspringt alle Paragraphen und Grenzen. Ein Sprichwort sagt: »Dankbarkeit und Weizen gedeihen nur auf gutem Boden.«

Der Dank rettet aus den freudlosen Stunden und tanzt in die strahlende Sonne. Das Danken macht die Augen offen für die kleinen und großen Gesten des Wohlwollens und für die vielen freundlichen Aufmerksamkeiten, die uns dauernd geschenkt werden. Die Gewogenheit für erwiesene Wohltaten leuchtet in jedem Dank auf, auch wenn er noch so unbeholfen und angedeutet ist. Das Schöne am empfangenden Dank liegt in dem Wissen, keinen Anspruch zu haben. Ein Mensch ohne Dankbarkeit bestiehlt sich selbst, er belügt sich und bleibt allein. Jeder Dank wächst zu einem neuen Geschenk, zu einer Kettenreaktion, die unser Leben erträglicher macht; denn Geben und Danken sind mit der Liebe verwandt.

Dank ist nicht käuflich, und niemand hat einen Anspruch darauf. Dank ist freie Antwort – ist Gegengeschenk. Kardinal Michael Faulhaber bemerkte einmal: »Der schönste Dank für die Gottesgaben besteht darin, daß man sie weitergibt.« Auch eine Kettenreaktion: Danken, indem man weitergibt.

Einer wurde gefragt, was das Alter der Jugend voraus habe. Die Antwort war verblüffend: die Dankbarkeit. In dieser kurzen Erwiderung liegt viel Wahrheit verborgen. Dankbarkeit ist eine erworbene Tugend. Sie muß durch Jahre entfaltet werden. Die Dankbarkeit blüht oft wie Blumen am Wege empor, sie erstarkt aber mehr durch Nachdenken, durch ständiges Erinnern und stetiges Neubesinnen.

Mit den zunehmenden Jahren dankt man für jeden Tag, den man leben darf. Man dankt für die lieben Menschen, die den Weg mitgingen und noch mitgehen dürfen. Man dankt für die Gaben der Natur. Man dankt für alles, weil man nichts für selbstverständlich ansehen und annehmen kann. Allzuoft mußte die Grenze erkannt und auch erlebt und erfahren werden, dankbar freut man sich über alles, was einem noch zufällt.

Danken ist allerdings kein Vorrecht der älteren Menschen, es muß in jungen Jahren begonnen und fleißig geübt werden, soll es einmal unser Leben erhellen und durchwärmen.

Manfred Hausmann meditiert über das Alter: »Das Wesentliche des Altseins besteht nicht in der Tatsache, daß man sechs, sieben oder mehr Jahrzehnte hinter sich gebracht hat, das Wesentliche ist die Dankbarkeit. Die Dankbarkeit auch für die schweren und dunklen Stunden. In ihnen können tiefere Geheimnisse verborgen sein als in den leichten und hellen.«

(aus: »Danke ...« von P. Hans Wallhof)

# Mit gehobener Seele

## Streiflichter von früheren Tempelfesten

*Unser Dankfest ist über die Jahrzehnte hinweg zum größten Treffen der Templer in Deutschland geworden. In den Tempelkolonien in Palästina hatte man auch schon solche allgemeinen Versammlungen veranstaltet. Man nannte sie »Tempelfeste«. Wir werfen nachstehend einen Blick zurück auf das erste dieser Feste, das im September 1874 in Haifa stattfand (einem alten »Warte«-Bericht entnommen).*

»Auf einer luftigen, schattigen Anhöhe in einem Olivenhain am Fuße des Karmels, einem Platz, der seit einem Jahr Eigentum der Gemeinde Haifa ist, sammelten sich die Feiernden. Beschattet von über hundert Ölbäumen, stets von frischen Winden bestrichen, vereinigte dieser Ort viele Vorteile für eine Festversammlung: eine herrliche Aussicht, die zu geistigem Aufschwung anregte; am Fuß der Anhöhe die freundlichen Wohnungen der Kolonie; im Hintergrund die dunkelblaue Meeresbucht, eingesäumt von einem silberweißen Sandstreifen; die von den Schlangelinien des Kison durchflossene Akko-Ebene und die darüber grüßenden Bergketten des Libanon und des Kleinen Hermon, über dem der schneebedeckte Gipfel des Großen Hermon in der klaren Herbstluft strahlte.

Am äußeren Ende des Olivenhains waren Strohmatten ausgebreitet, auf denen sich die truppweise aus der Kolonie eintreffenden Gäste niederließen. Zu Fuß, auf Reittieren und Wagen trafen sie mit ihren Körben, Taschen und Flaschen ein. Ehe es aber ans Auspacken der Leckerbissen ging, hörte alles andächtig den Männergesangvereinen und den nachfolgenden Ansprachen zu. – Mit gehobener Seele kehrte man abends in die Kolonie zurück.«

Diesem Bericht fügt der in Haifa aufgewachsene Dietrich Lange (1884-1972), dessen spätere Wohnung in der Felix-Dahn-Straße in Degerloch dem Neubau unseres Gemeindezentrums weichen mußte, noch folgende eigene Erlebnisse an: »Diesem ersten Tempelfest folgten viele andere. Eines, an das ich mich aus meiner frühesten Kindheit erinnere, hatte eine ganz besondere Note. Das Gemeindehaus in Haifa stand in jenem Jahr wegen umfangreicher Bauarbeiten nicht zur Verfügung. Man wußte sich aber zu helfen. Abram Dück ließ aus seiner Holzhandlung Bretter und Dielen anfahren, die Schreiner der Kolonie zimmerten Böcke und schlugen Pfosten für die Sitzbänke. Araberburschen hatten Lorbeerzweige und Palmwedel gebracht. Die Jungfrauen und Mädchen wanden Lorbeerkränze und Girlanden, während die jungen Männer aus den Palmwedeln eine luftige Laubhütte bauten.

Den Mittelpunkt des Festraums bildete ein als Altar aufgebauter Tisch mit Früchten und Erzeugnissen des Jahres: große Flaschen mit weißem und rotem Wein, mit Honig und Öl; Trauben aller Größen und Farben; Granatäpfel, Melonen, Orangen, Zitronen, Eierfrüchte, Tomaten usw. Darüber, alles überschattend, zwei große Erntegarben und die breiten grünen Blätter der zu beiden Seiten des Altars aufgestellten Bananenstauden.«

# Die politische Verantwortung des Christen

Karin Klingbeil

## Gedanken zur Geschichte vom Zinsgroschen

*»Da gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie ihn in seinen Worten fangen könnten; und sandten zu ihm ihre Jünger samt den Anhängern des Herodes. Die sprachen: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrst den Weg Gottes recht und fragst nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen. Darum sage uns, was meinst du: Ist's recht, daß man dem Kaiser Steuern zahlt, oder nicht?*

*Als nun Jesus ihre Bosheit merkte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Zeigt mir die Steuermünze! Und sie reichten ihm einen Silbergroschen. Und er sprach zu ihnen: Wessen Bild und Aufschrift ist das? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!*

*Als sie das hörten, wunderten sie sich, ließen von ihm ab und gingen davon.« (Matthäusevangelium 22, 15-22)*

Jesus hat immer einen Unterschied bei den Dingen gemacht, die für den Menschen wichtig sind. Essen und Trinken, sich zu kleiden und seine Existenz zu sichern sind menschliche Bedürfnisse, die das *physische* Überleben betreffen; das aber, was Jesus als das *wahre* Leben versteht und das, was das *wahre* Überleben sichert, ist verankert in der Beziehung des Menschen zu Gott. Diese Beziehung ist das *Vorrangige*, aus ihr ergibt sich alles andere ganz von selbst.

Mit seiner Antwort an die Pharisäer in der Textstelle nimmt Jesus eine klare Trennung vor und erteilt dem politischen Messianismus der Juden einmal mehr eine deutliche Absage. Kein *Weltreich* steht gleichberechtigt neben dem von ihm verkündeten *Gottesreich*. Das Reich Gottes, das Jesus propagierte, war nicht der perfekte Sozial- und Wohlfahrtsstaat – darum war dieses auch nicht mit politischen Mitteln zu verwirklichen. Dennoch war Jesus kein politischer Ignorant. Auch für ihn stand außer Zweifel, daß größere Gruppen nicht ohne Rechtsnormen bestehen können. Doch es sollte weder der Staat und sein Herrscher heiliggesprochen noch die Revolution legitimiert werden. Das ist ein deutlicher Unterschied zu dem, was wir im Alten Testament als Glaubenserfahrung der Israeliten vorfinden. Dort ist Gott der »Bundesgott« seines auserwählten Volkes, der als Garant auch für den politischen Erfolg steht. An Sieg und Niederlage wird der göttliche Wille abgelesen. In seinem Namen wird in den Krieg gezogen – und das nicht nur in den grauen Vorzeiten des Alten Testaments.

Heißt das, daß diese beiden Bereiche nichts miteinander zu tun haben oder gar: nichts miteinander zu tun haben dürfen? Daß Politik ein für sich allein existierendes Feld ist und Religion ein anderes? Diese krasse Trennung führt zu zwei hart voneinander abgegrenzten Positionen. Die eine Position sagt, daß Kirche für Poli-

tik nicht zuständig sei und somit Politik auf der Kanzel nichts verloren habe, daß der Glaube an Gott in keiner Beziehung zu dem Tun in der Welt stehe, kurz: man schützt sich vor jeder Beunruhigung, die die *Politik* verursachen könnte, in religiöse *Innerlichkeit*. Die andere Position hat einseitig die gesellschaftlichen Verhältnisse im Visier und hält es für das Wichtigste, hier möglichst umgehend für Veränderung – sei es mit oder ohne Gewalt – zu sorgen. Hier wird die Beunruhigung, die der *Glaube* mit sich bringt, verdrängt und in die *Weltlichkeit* geflüchtet.

Eine solche krasse Trennung kann nicht folgenlos bleiben. Feste Positionen führen unweigerlich zu einer Enge des Denkens und Empfindens. Eben weil der jeweils andere Bereich Unsicherheit, Beunruhigung und in vielerlei Hinsicht Interessenkonflikte verursacht, ist es einfacher, ihn ganz auszuklammern und nicht zu berücksichtigen – dadurch wird aber die andere Position abgelehnt und bekämpft.

Ich erinnere mich da an einen Beitrag in einer der früheren »Warte«-Ausgaben, in dem ein in der Rüstungsindustrie beschäftigter Ingenieur eben diesen Sachverhalt schilderte: Von seinem christlichen Verständnis her war er in Konflikt geraten mit seiner Arbeit, die doch den Unterhalt der ganzen Familie zu sichern hatte. Im Gespräch mit Kollegen darüber war er auf Ablehnung gestoßen; von ihnen wurde die zu verrichtende Arbeit als wertneutral empfunden und problematische, aber zwangsläufige Konsequenzen der Rüstungsindustrie, wie z.B. die Lieferung von Waffen in Krisengebiete, der Verantwortung anderer zugeschoben.

Doch eine solche Trennung wie hier angesprochen ist von Jesus gar nicht gemeint. Er sagt ja eben nicht: Ihr müßt euch entscheiden – entweder ihr verehrt den Kaiser oder ihr verehrt Gott, sondern er fordert dazu auf, genau zu differenzieren und dann jedem das Seine zukommen zu lassen. Es ist geradezu eine Warnung davor, Gott für seine Angelegenheiten zu beanspruchen und ihn gegen andere ins Feld zu führen. Für denjenigen, der Jesu Gebot der Feindesliebe ernst nimmt, kann es das »Gott mit uns!« gegen andere Völker, Rassen, Menschen nicht mehr geben, unter welchem Vorzeichen auch immer.

Was heißt das aber konkret? Für mich jedenfalls, daß weder die Politik den Glauben aussperren darf noch der Glaube die Politik. Das alte und neue Dilemma, mit der Predigt Jesu vom Reich Gottes in unserer unvollkommenen Welt leben zu müssen, ist nur lösbar, indem wir diese wechselvolle Spannung erkennen, uns ihr aussetzen und uns immer wieder neu mit ihr auseinandersetzen. Weder weltliche noch religiöse Vorstellungen bleiben konstant – bei den einzelnen Menschen nicht und auch nicht in der Geschichte; das macht die Reife bzw. den Wandel aus. Wenn wir das wissen, ist uns klar, daß ein jeweiliger Stand des Wissens oder der Erkenntnis immer nur ein vorläufiger sein kann und es daher erforderlich ist, eingedenk unserer Vorurteile, Interessen, Triebe und Ängste immer wieder von neuem selbstkritisch mit uns umzugehen und unsere Ziele immer wieder neu auf ihre Gültigkeit, unsere Überzeugungen auf ihre Tragfähigkeit hin zu hinterfragen.

Besonders wir als Templer sollten nicht vergessen, daß gerade im Verhältnis dieser beiden Begriffe zueinander der Ursprung unserer Gemeinschaft zu suchen ist – Otto Hammer wird uns die Beweggründe Christoph Hoffmanns für sein Han-

deln bei unserem Herbst-Seminar darlegen; ohne etwas vorwegnehmen zu wollen, kann ich sicherlich sagen, daß ein wesentlicher Aspekt neben der Kritik an den »geistlichen Schäden« seiner Zeit und an dem Verhalten der Kirche, samt ihrer Auslegung des Begriffs vom Reich Gottes, das Eintreten für einen christlichen Staat und eine christliche Gesellschaftsordnung war. Dafür hat er sich in die Paulskirche nach Frankfurt wählen lassen und schon drei Jahre vorher, 1845, die »Süddeutsche Warte« gegründet. Mit ihr wollte er dem gläubigen Volk ein Forum schaffen, sich zu den brennenden Themen der Zeit zu Wort zu melden und gegen Angriffe zur Wehr zu setzen.

Die Tempelgemeinde erfüllen wir nach einer wechselvollen Geschichte immer noch mit Leben, und auch die »Warte«, die zu den ältesten religiösen Zeitschriften unseres Landes zählt, erscheint nach wie vor. Verpflichtet uns das nicht weiterhin, wie es immer wieder geschehen ist, politische und gesellschaftliche Themen aufzugreifen und zu diskutieren? Auch »heiße Eisen« anzupacken und Stellung zu beziehen? Unter der Voraussetzung der Redlichkeit und der Ausschöpfung eines möglichst umfangreichen Sachwissens das Für und Wider der verschiedensten Positionen zu beleuchten und sich auch mit solchen Dingen auseinanderzusetzen, die man lieber weit fort schiebt, weil sie einen verunsichern oder auch in ihrer »christlichen« Konsequenz nicht der breiten Meinung entsprechen oder unbequem sind?

Ich habe einmal die Auffassung geäußert, daß die Tempelgesellschaft eindeutige Position zu bestimmten politischen Themen beziehen sollte, um damit ihren Mitgliedern Richtlinien für ihr Handeln zu geben. Mir hatte sehr imponiert, wie die Zeugen Jehovas, die sonst nicht meine Linie vertreten, sich im Dritten Reich ihren Grundsätzen gemäß standhaft geweigert hatten, Wehrdienst zu leisten. Das hat manchen das Leben gekostet. Wäre etwas Vergleichbares auch bei uns denkbar? Mittlerweile bin ich eigentlich der Meinung: nein. Es würde unserem Grundsatz widersprechen, jedem seine eigene Entscheidung zuzugestehen. Es gibt keine absolute Wahrheit, und auch Jesus hat seinen Jüngern keine konkreten Handlungsanweisungen hinterlassen, wie sie sich in der einen oder anderen Situation zu verhalten hätten.

Wehrdienst zu leisten – um beim Beispiel zu bleiben – mag heute – im Gegensatz zum Dritten Reich – auch dem Frieden dienen, wie wir es gerade bei der Kfor-Truppe im Kosovo erleben. Jeder muß für sich die Möglichkeit haben, seine Prioritäten zu setzen und eigenverantwortlich zu entscheiden. Absolut notwendig erscheint mir aber die Diskussion um das Für und Wider solcher Themen und die Feststellung, wo die Konfliktfelder im Lichte unseres Glaubens liegen. Denn der Glaube, der nach unserem Verständnis ganz wesentlich die Liebe zum Mitmenschen zum Inhalt hat, kann meine Einstellung zu einem politischen Thema durchaus in anderer Weise beeinflussen, als es einem politischen Gremium möglich ist, das anderen Dingen Prioritäten einräumen muß.

Was uns betrifft, so müssen wir uns ansprechen lassen von Jesu Antwort: Gebt Gott, was Gottes ist!. Das hatte für Jesus die eindeutige und einzige Priorität. Die-

ser kurze Satz macht jedem augenblicklich die Verhältnismäßigkeit klar: Wenn Gott für uns eine Rolle spielt, so werden wir unseren Glauben nicht bei irgendwelchen Entscheidungen in Lebensfragen *ablegen* können. Wollen wir unser Leben in dieser Verantwortung führen, so werden wir, wo es uns möglich ist, uns nach unseren Fähigkeiten für eine ein wenig bessere Welt einsetzen. Doch diese Möglichkeiten und Fähigkeiten muß jeder für sich ausloten und umsetzen. Gott helfe uns dabei!

*(aus einer Ansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart am 4. Juli 1999)*

## Die unverrückbare Grundlage

*Anfang des Jahres 1971 hatte der damals neugewählte Tempelvorsteher Dr. Richard Hoffmann über sein Amt gesagt, die oberste Aufgabe eines Tempelvorstehers sei »damals wie heute« die Wahrung und Bewahrung der Reich-Gottes-Idee im Sinn des Tempels. Der damalige Gebietsleiter der TGD und Schriftleiter der »Warte« Jon Hoffmann bezog sich in einem Leitartikel in Heft 2, 1971, auf diese Aussage und führte aus:*

Genauso gut könnte man sagen, daß dies auch die Aufgabe der Tempelgesellschaft insgesamt sei, damals wie heute.

Mitunter begegnen wir allerdings der Auffassung, die Aufgabe der Tempelgesellschaft erschöpfe sich in der Propagierung sogenannten freien Christentums. Nun ist es richtig, daß Christoph Hoffmann in seinen Schriften der siebziger und anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Türen weit aufgestoßen hat für freies Denken in der Christenheit – und dies zu einer Zeit, wo die Freiheit von formulierten Bekenntnissen und den darin aufgestellten Dogmen (von der Dreieinigkeit, der Erbsünde, der Erlösung der Menschen durch den stellvertretenden Opfertod Jesu, von der magischen Kraft der Sakramente und von anderen, heutzutage den meisten denkenden Menschen nicht mehr einleuchtenden, kraftlos gewordenen Theorien) weithin noch der überwiegenden Mehrheit in der Christenheit als Ketzerei und als Abgehen von den Grundlagen des Christentums erschien.

Aber wir dürfen dabei den Blick dafür nicht verlieren, daß diese unbegrenzte Freiheit sich für Christoph Hoffmann ergab aus dem unerschütterlichen Festhalten an dem Inhalt der Botschaft Jesu vom Gottesreich als dem Ziel und der Aufgabe des einzelnen Menschen wie der gesamten Menschheit. Und daß er das Trachten nach diesem Gottesreich als den Kern der frohen Botschaft Jesu, als die alles andere überstrahlende köstliche Perle erkannte.

Auch die Tempelgesellschaft hat ihren alle verbindenden Glauben, aber dieser Glaube ist »nichts anderes als das Ziel, das erreicht« – oder wenigstens angestrebt – »werden soll«: das Gottesreich der Liebe und der möglichst umfassenden allseitigen Vollkommenheit. Damit ist uns ein Wegweiser gegeben, der uns vor einer Überbewertung einzelner Gebote und Einrichtungen bewahrt, und ein Rah-



men von unendlicher Weite, der Großes und Kleines umfaßt und der namentlich unsere stetige Prüfung herausfordert, ob wir der stets fortschreitenden Entwicklung gerecht werden und bleiben.

Christen sind stets »progressiv«, weil sie dem Popanz eingefleischter Vorurteile nicht unterliegen, aber sie verfallen neuen Gedanken nicht blindlings, weil sie in der Reich-Gottes-Idee einen Maßstab für die Prüfung solcher Gedanken besitzen.

*(Anmerkung der Redaktion: »Warte«-Jahrgänge ab 1949 können jederzeit von interessierten Lesern aus unserer Bücherei ausgeliehen werden; es befinden sich viele heute noch überaus lesenswerte Betrachtungen darin)*

## Was ist das eigentlich: WALD?

Gestern erzählte mir jemand von einem alten Förster. Der überraschte seine Bekannten manchmal durch seltsame Überlegungen. »Wissen wir denn«, so fragte er neulich, »was das eigentlich ist: WALD?«

Die Freunde waren sich nicht sicher: Will er uns nun wieder nur irritieren? Oder zeigen sich bei ihm die ersten Spuren einer altersbedingten Verwirrtheit? Hat er doch ein langes Leben fast nur *im* Wald und *für* den Wald verbracht! Wenn jemand weiß, was Wald ist, dann er!

»Eben darum!«, sagte der alte Förster, als er ihr Verwundern bemerkte: »Eben weil ich so viel mit ihm umging, weiß ich gar nicht mehr recht, worum es sich beim Wald eigentlich handelt.«

Der alte Förster beschäftigt sich neuerdings, so hört man, mit Urwäldern. Ob er dort im Gestrüpp entdeckt, daß der Wald, den wir zu kennen meinen, der nutzbare, von Menschen bebaute und gebrauchte Wirtschaftswald, kaum mehr erkennen läßt, was WALD eigentlich meint? Ein Unheimliches und Übermächtiges, in das unsereins eigentlich nur ganz am Rande eindringen kann? Ein lebendiges und lebenswichtiges Dunkel, das nicht gestört werden sollte? Ein Geheimnis also, an welches die Wälder, die wir gut zu kennen glauben, nur ganz von weitem erinnern? Haben wir uns ihn etwa zurecht gemacht: einen brauchbaren Wald nach unserem Bild gestaltet, einen, den man behandeln, pflegen, den man sich zunutze machen kann? Es wäre schlimm, wenn es die uns bekannten Wälder nicht gäbe. Aber was Wald eigentlich ist ...?

Es gibt ein anderes, ein oft und von jedermann gebrauchtes Wort, das alle ganz gut zu verstehen meinen. Tausendfach hat man uns erklärt und beschrieben, was das Wort »Gott« bedeute. Aber es wäre gut, meine ich, wenn sogar die theologischen Fachleute (wenigstens im Alter) die Bedenken jenes alten Försters aufkommen ließen. Und die Betroffenheit, die in seiner Frage mitschwingt: man könnte ein Leben lang etwas für »Wald« gehalten haben, was diesen Namen im Grunde gar nicht oder nur von ganz ferne verdient.

Ein Erschrecken und eine Hoffnung könnten wachsen aus der Entdeckung, daß das Wort »Gott« eigentlich noch etwas ganz anderes meinen könnte als das, was seine kundigen und eifrigen Förster dafür ausgeben.

*(Friedrich Götz, in »Freies Christentum« Heft 1, 1999)*

## Gebet einer Nonne

Herr, du weißt es besser als ich selbst, daß ich älter werde und eines Tages alt bin. Bewahre mich vor der unheilvollen Angewohnheit, zu meinen, ich müsse zu allem etwas sagen, und das bei jeder Gelegenheit. Befreie mich von dem Verlangen, jedermanns Angelegenheiten in Ordnung bringen zu wollen.

Mache mich bedachtsam und nicht schwermütig, hilfsbereit, jedoch nicht herrschsüchtig. Angesichts meines unermesslichen Vorrates an Lebenserfahrung erscheint es bedauerlich, nicht alles zu nützen, aber du weißt, Herr, daß ich ein paar Freunde haben möchte am Ende.

Bewahre mich davor, endlose Einzelheiten aufzuzählen; verleihe mir Flügel, zur Hauptsache zu kommen. Versiegle meine Lippen, was meine Schmerzen und Leiden anbelangt. Sie nehmen zu, und die Lust daran, sie aufzuzählen, wird wohltuender mit den Jahren. Um soviel Gnade zu bitten, daß ich an den Erzählungen über die Schmerzen anderer Gefallen finden könnte, wage ich nicht; hilf mir jedoch, sie in Geduld zu ertragen.

Ich wage es nicht, ein besseres Gedächtnis zu erbitten, wohl aber zunehmende Bescheidenheit und abnehmende Selbstsicherheit, wenn meine Erinnerung mit den Erinnerungen anderer in Widerspruch zu stehen scheint. Führe mich zu der großartigen Erkenntnis, daß ich mich gelegentlich auch irren könnte.

Trage Sorge dafür, daß ich einigermaßen liebenswürdig bin. Ich möchte keine Heilige sein – mit manchen von ihnen ist es so schwer zu leben – aber eine sauertöpfische alte Person ist eines der hervorragenden Werke des Teufels.

Schenke mir die Fähigkeit, Gutes zu entdecken an Orten, an denen ich es nicht erwarte, und Begabungen in Menschen, denen ich sie nicht zutraue. Und gib mir, o Herr, die Gnade, es ihnen auch zu sagen. Amen.

*(aus dem 17. Jahrhundert, nach einem fliegenden Blatt; übernommen aus »Freies Christentum« Heft 5, 1999)*